

Samstagsinterview

«Eine Städtepartnerschaft kann was Schönes werden»

Die Bieler Stadtpräsidentin Glenda Gonzalez Bassi und der Freiburger Stadtpräsident Thierry Steiert wollen für den Bilinguismus kämpfen. Zum Beispiel mit einer Partnerschaft der beiden zweisprachigen Städte.

Interview: Werner De Schepper

Glenda Gonzalez Bassi (GGB), was möchte die Stadtpräsidentin von Biel den Stadtpräsidenten von Freiburg fragen?

GGB: Thierry, man vergleicht oft unsere Kantone, weil sie beide zweisprachig sind. Ich finde es dabei interessant, dass die Mehrheitsverhältnisse genau umgekehrt sind. Sowohl auf Kantonebene als auch in unseren beiden Städten. Aber während wir in Biel auf ein Gleichgewicht der beiden Sprachgruppen zusteuern, sinkt bei euch die Zahl der Deutschsprachigen in der Stadt Freiburg auf noch etwa 15 Prozent. Wie ist das bei euch in der Exekutive der Stadt, die wie bei uns fünfköpfig ist? Wie redet ihr miteinander?

Thierry Steiert (TS): Gut, die offizielle Sprache ist bei uns das Französisch. Wir sind offiziell nicht zweisprachig, aber nach aussen kommunizieren wir stets in beiden Sprachen.

GGB: Dann ist bei euch also alles nur auf Französisch?

TS: In der Stadt Freiburg ist die Arbeitssprache praktisch ausschliesslich Französisch, ausgenommen im Bereich der Schulen, wo beide Sprachen vertreten sind. Aber im Gemeinderat wird zum Beispiel nur Französisch gesprochen.

GGB: Wie redet ihr denn untereinander an einer Gemeinderatssitzung?

TS: Immer nur französisch.

GGB: Habt ihr denn keine Deutschsprachigen in der Exekutive?

TS: Ja, mich eingerechnet ist im Moment sogar eine Mehrheit mit Deutsch als Erstsprache aufgewachsen. Aber wir reden trotzdem an unseren Gemeinderatssitzungen ausschliesslich französisch.

GGB: Also bei uns spricht jeder im Bieler Gemeinderat in seiner Sprache. Das heisst Französisch oder Schweizerdeutsch. Hochdeutsch spricht keiner. Auch im Stadtrat ergriffen die Deutschsprachigen auf Schweizerdeutsch das Wort.

TS: Das wäre bei uns undenkbar. Wenn jemand im Stadtparlament mal Deutsch spricht, dann nie Dialekt. Das würde als absolute Provokation gelten. Einzig wenn wir drei Deutschschweizer im Gemeinderat unter uns sind, reden wir Schweizerdeutsch. Und wenn mein französischsprachiger Vize Laurent Dietrich dazustösst, redet auch er gern mit seinem welschen Akzent Schweizerdeutsch mit uns. Es macht ihm sogar Spass. Aber niemals reden wir Schweizerdeutsch oder Hochdeutsch in einer Gemeinderatssitzung. Alles ist dort auf Französisch. Und auch alle Protokolle gibt es nur auf Französisch bei uns. Wie ist das denn bei euch?

GGB: Wenn unser französischsprachiger Kanzler das Protokoll schreibt, dann ist es französisch, wenn unsere deutschsprachige Vizekanzlerin das Protokoll macht, dann ist es deutsch.

TS: Schweizerdeutsch?

GGB: Nein, hochdeutsch.

TS: Aber das Protokoll wird dann schon in beiden Sprachen erstellt, oder?

GGB: Nein. Es gibt entweder ein Protokoll auf Deutsch oder ein Protokoll auf Französisch. Nur die Kommunikation nach aussen ist immer in beiden Sprachen.

TS: Das bedeutet, dass die Mitglieder des Gemeinderates, die Französisch sprechen, das Protokoll manchmal nur auf Deutsch erhalten und umgekehrt?

GGB: Genau. Aber wenn man sich nicht richtig zitiert fühlt, kann man das nachher im Protokoll in seiner eigenen Sprache korrigieren. Dann hat es in einem französischen Protokoll halt hochdeutsche Passagen oder umgekehrt.

TS: Ein Protokoll unseres Stadtsekretärs mit Passagen in Deutsch wäre bei uns in Freiburg nicht möglich. Arbeitet ihr auch in der Verwaltung so?

GGB: Ja. Auch dort werden die Dokumente jeweils immer in der Sprache des Verfassers geschrieben.

TS: Gibt es da im Alltag in der Verwaltung keine Verwirrungen oder Verständnisprobleme zwischen den beiden Sprachgemeinschaften?

GGB: Nein. Wir haben eine Administration, die sich wirklich in den beiden Sprachen verständigen kann. Es ist nicht selbstverständlich, aber es funktioniert wirklich so und es klappiert auch im Alltag. Ich habe gelesen, dass es jüngst eine Polemik um euer neues zweisprachiges Stadtlogo gab. Warum genau?

TS (zieht einen blauen Kugelschreiber aus der Tasche und zeigt stolz das neue Logo darauf): Wir haben eine Lösung gefunden. Grafisch verspielt heisst es Freiburg und Fribourg. Der Entscheid für ein zweisprachiges Logo hat bei gewissen französischsprachigen Kreisen einige Diskussionen ausgelöst, denn Französisch ist die einzige offizielle Sprache der Stadt. Zweisprachigkeit weckt Ängste. Zweisprachig unterwegs sind in ihren Augen vor allem Menschen der Bildungselite. Wir vom Gemeinderat wollen aber die geschichtlich gewachsene bilinguale Identität unserer Stadt mit dem neuen Logo elegant in Erinnerung rufen.

GGB: Bei uns ist der Bilinguismus keine Elite-Geschichte, sondern die Möglichkeit, sich frei in beiden Sprachen auszudrücken, mal so oder so. Ein Beispiel: Der Eishockeyclub Biel gilt in der Stadt eigentlich als zweisprachi-

ger Club und ist stark im Seeland verankert. Trotzdem hat er einen französischen Wahlspruch: «Ici, c'est Biennne.» Diese Integration des Französischen durch die Deutschsprachigen, die in Biel immer noch leicht in der Mehrheit sind, ist hier wirklich real. Und auch umgekehrt funktioniert es.

Der Freiburger Stadtrat hat jetzt ein Sprachengesetz in die Vernehmlassung geschickt, laut der Gemeinden mit mehr als zehn Prozent der anderen offiziellen Kantonssprache den Status der Zweisprachigkeit erlangen können ...

TS: Es müssen insgesamt drei Bedingungen erfüllt sein: Erstens muss die Sprachminderheit mindestens 10 Prozent betragen. Zweitens muss die Gemeinde benachbart sein mit einer Gemeinde, in der die andere Sprache gesprochen wird. Und drittens muss die minoritäre Sprache seit mindestens 50 Jahren historisch in dieser Gemeinde verankert sein.

GGB: Fribourg erfüllt diese drei Kriterien. Wollt ihr das?

TS (lacht): Ich trete im Frühling zurück und werde nicht mehr im Gemeinderat sein, wenn das entschieden wird. Am Schluss müsste es auf alle Fälle auch noch vom Volk verabschiedet werden.

GGB: Ihr habt doch Schulen in beiden Sprachen. Warum ist der Anteil der Deutschsprachigen bei euch so gesunken?

TS: Viele Deutschsprachige wenden sich Richtung Bern, das nur knapp 20 Minuten entfernt ist. Umgekehrt ziehen viele Fremdsprachige aus dem lateinischen Sprachraum zu. Wir haben in der Stadt zehn Prozent portugiesischsprachige Einwohner. Ihre Korrespondenzsprache ist Französisch.

GGB: Auch bei uns hat die Migration die Entwicklung der Sprachgemeinschaften in der Stadt Biel beeinflusst. Erst kamen im letzten Jahrhundert vor allem Menschen aus Italien und Spanien. Diese gaben meist Französisch als Amtssprache an. Mit dem Balkankrieg kamen mehr Menschen aus den slawischen Ländern. Die wählten grösstenteils Deutsch als Korrespondenzsprache.

TS: Interessant.

GGB: Seit Neuestem haben wir interessanterweise vermehrt eine interkantonale Migration. Es kommen immer mehr Menschen aus anderen Kantonen ...

Kommen die vorwiegend aus der Westschweiz?

GGB: Ja, aber in letzter Zeit sogar aus Zürich und Bern.

Weil es hier noch bezahlbar ist.

GGB: Ja, sicher auch. Und wir ha-



Für das Samstagsinterview empfing Biels Stadtpräsidentin Glenda Gonzalez Bassi den Freiburger Stadtpräsidenten Thierry Steiert im Blöschhaus.

Bild: Dylan Bourquin

«Ein Protokoll mit Passagen in Deutsch wäre bei uns in Freiburg nicht möglich.»

ben auch die Chance, dass wir noch Raum haben, neue Gebäude zu bauen.

TS: Im Vergleich zu Biel ist Freiburg vermutlich teurer.

Thierry Steiert, jüngst hat ihr Bruder, der Freiburger Regierungsrat Jean-François Steiert, im Bieler Tagblatt die Forderung erhoben, dass alle, die Zivil-, Militär-, oder Zivilschutzdienst leisten, zwingend einen Teil ihrer Dienstzeit in einer anderssprachigen Einheit oder in einer anderen Sprachregion leisten müssten. Unterstützen Sie seine Forderung?

TS (schnmunzelt): Ich bin nicht immer mit allem, was mein Bruder macht oder sagt einverstan-

den, aber da stimme ich ihm völlig zu. So können wir uns kennenlernen und miteinander sprechen. Nur durch solche konkreten Begegnungen können wir die Präsenz verschiedener Kulturen und Sprachen in unserem Land geniessen. Wenn man ein Leben lang in seinem Umfeld bleibt, sind die Vorurteile schnell da. Ich begrüsse diese Idee. Die Armee war übrigens früher immer ein Faktor des nationalen Zusammenhalts. Ich finde das sehr gut. Und du, Glenda?

GGB: Ja, natürlich. Aber ich würde den Fokus nicht nur auf die Armee legen, sondern auch auf den Zivildienst, wo es eine starke Interaktion mit den Menschen gibt. Ich habe persönlich keinen Ar-

Thierry Steiert
Stadtpräsident Freiburg

Ein Interview à la biennoise

Die Fragen des Bieler Tagblatts wurden während des Interviews mal auf Hochdeutsch, mal auf Französisch gestellt. Die Muttersprache des Fragestellers, Co-Chefredaktor Werner De Schepper, ist Flämisch. Auf der Strasse in Biel spricht er Schweizerdeutsch und Französisch. Die beiden Interviewten sprachen miteinander französisch und antworteten meist auch französisch. Die Muttersprache von Glenda Gonzalez Bassi, die aus Chile stammt, ist Spanisch. Die Muttersprache des perfekt zweisprachigen Thierry Steiert ist Französisch: «Ich habe erst im Kindergarten Deutsch gelernt und danach alle Schulen auf Deutsch gemacht.»

Das Interview erscheint heute auch im Journal du Jura. Dafür wurde der hier vorliegende und autorisierte deutschsprachige Text vom Journal wieder auf Französisch rückübersetzt. Auch dieser Text wurde von den Interviewten nochmals autorisiert. Ein schönes Beispiel der zweisprachigen Medienkultur «à la sauce biennoise». (wds)

meedienst geleistet. Aber es gibt auch noch eine andere Möglichkeit, die unbedingt weiterentwickelt werden muss. Ich denke hier an die Möglichkeit, in den Schulen mit anderen Sprachregionen Austauschgelegenheiten zu verbinden.

Eigentlich müssten doch die beiden wichtigsten zweisprachigen Städte des Landes Biel/Bienne und Freiburg/Fribourg in dieser Frage vorangehen und zusammen eine bilinguale Städtepartnerschaft ausufen? Dann könnten Sie mit Gewicht auftreten. Zum Beispiel in der aktuellen Debatte um die Abschaffung des Frühfranzösischs.

TS: Das könnte eine gute Idee sein. Ich denke, es gibt ein gemeinsames Ziel. Es ist das Ziel, die Sprachenvielfalt im Land zu verteidigen und die nationale Kohäsion zu stärken. Ich finde diese Idee einer Städtepartnerschaft sinnvoll. Und möchte das gern weiterdenken. Natürlich müssten auch unsere zweisprachigen Kantone Bern und Freiburg das unterstützen.

GGB: Absolut. Ich finde das auch eine gute Idee. Perfekt wäre es, wenn der Kanton seine Zweisprachigkeit geltend machen würde, indem er zusätzliche Mittel für interkantonale Projekte zur Entwicklung oder Förderung der Zweisprachigkeit bereitstellt. Wenn ein französischsprachiges Kind für eine Woche in eine deutschsprachige Familie ge-

hen muss oder umgekehrt, wäre das schon eine ganz andere Qualität von Sprachdurchmischung. TS: Genau, das ist wichtig, und das müssten wir dann messen und auswerten. Es gibt schon Brückenangebote in diese Richtung und andere sporadische Aktionen. Aber man müsste das wirklich zum festen Bestandteil des Lehrplans machen. Wir haben jetzt auch eine Bilinguismus-Kommission geschaffen. Mit so einer Städtepartnerschaft unter dem Banner der Zweisprachigkeit könnten wir eine Bresche schlagen. Aber wir sind nicht die Einzigsten. Es gibt in der Schweiz noch andere Gemeinden an der Sprachgrenze, die zweisprachig sind oder eine zweisprachige Geschichte haben, wie zum Beispiel Sierre/Siders. Und in Graubünden ist Ilanz offiziell zweisprachig, nämlich Deutsch und Romanisch. Und Chur ist die Hauptstadt eines dreisprachigen Kantons. Ich denke, Glenda, wir sollten uns ein paar Gedanken darüber machen. Das kann was Schönes werden.

GGB: Ja, sehr gerne. Ich habe die Förderung der Zweisprachigkeit bei meinem Amtsantritt als eines meiner persönlichen Ziele genannt.

Was im Moment die Städte in Rage bringt, ist der Versuch von National-, Stände- und Bundesrat, Tempo 30 auf verkehrsorientierten Strassen zu verunmöglichen. Planen Sie einen Aufstand der Städte?

TS: Nicht nur der Städteverband, sondern auch der Gemeindeverband hat klar dagegen protestiert, weil es ein Anschlag auf die Gemeindeautonomie und unsere föderale Struktur ist. Es ist widersinnig, wenn Städte und Gemeinden nicht mehr selbst entscheiden können, welches Tempo auf ihren Strassen gerechtfertigt ist. Natürlich gab es einige heftige Reaktionen, als wir vor zwei Jahren Tempo 30 auf den zentralen Achsen im Zentrum der Stadt eingeführt haben. Die Angriffe kamen vor allem von Leuten, die in die Stadt kommen und nicht in der Stadt leben. Was ich damals sehr interessant fand, war die Erfahrung, dass ich auf der Strasse von Einwohnern angesprochen wurde, die nicht auf meiner politischen Linie liegen. Sie sagten mir, sie würden hier wohnen und ihre Lebensqualität habe sich nun verbessert.

Noch immer kommen viele nach Biel, weil hier wohnen weniger teuer ist als anderswo.

TS: Das ist der Status dieser mittleren Städte. Wir sind nicht zuoberst, aber der Druck erhöht sich. Und nun haben wir das Phänomen der jungen Familien, die die Stadt verlassen.

GGB: Das ist bei uns in Biel auch

so. Bei uns verlassen auch Familien die Stadt, die ein eigenes Haus oder eine eigene Wohnung haben wollen, weil es außerhalb der Stadt eher noch möglich ist, Eigentum zu erwerben.

TS: Etwas, was ich sehr interessant finde, ist das Strassenfest First Friday in der Bieler Altstadt. Es gab einen Vorstoss in unserem Stadtparlament, auch so einen Anlass einzuführen. Darum waren wir schon mit einer Delegation mal hier. Es ist wirklich eine gute Sache.

GGB: Aber in Biel war es nicht die Stadt, die das initiiert hat. Es ist noch heute ein privater Verein von Freiwilligen, der organisiert. Die Stadt unterstützt es finanziell, stellt Infrastruktur zur Verfügung, garantiert die Sicherheit, regelt den Verkehr und gibt die Standbewilligungen. Das Engagement des Vereins und der drei Personen, die First Friday tragen, ist enorm! Der Erfolg hängt sicherlich damit zusammen, dass es eine Initiative von unten ist, aus der Bevölkerung.

TS: Ja, ich denke, das sollte auch in Freiburg von den Leuten im Quartier kommen und wir von der Stadt unterstützen es dann.

GGB: Das ist wichtig. Aber ich sehe jetzt beim First Friday auch die Grenzen einer solchen privaten Initiative. Zum Beispiel, wenn die, die das Ganze gestartet haben, langsam müde werden. Paradox ist, dass es einerseits ein riesiger Erfolg ist mit all diesen Ständen und auch viele Restaurants und Geschäfte davon profitieren, aber trotzdem wollen sich kaum Verkäufer und Gewerbetreibende im Verein First Friday engagieren und bei der Organisation des Events mithelfen.

TS: Das ist auch bei uns oft so. Die Verhältnisse in Biel und Fribourg sind nicht die gleichen, aber ich stelle heute fest, dass es viele wichtige Themen und Fragen gibt, wo wir voneinander lernen können. Um gute Praktiken zu entwickeln, müssen wir sehen, was der andere macht. Darum könnte so eine Initiative für eine bilinguale Städtepartnerschaft eine gute Sache sein. Auch bei der Wohnbaupolitik lohnt es sich für uns, zu schauen, was Biel da schon alles gemacht hat. Das ist für uns relevant.

GGB: Was mich noch interessiert: In Fribourg ist die Altstadt viel kompakter und viel grösser. Wie entwickelt sich in dieser alten Stadt die Wohnungs- und Verkaufszone? Gibt es ein Lädelisterben?

TS: Ja, es gab bei uns ein Lädelisterben in der Altstadt. Wir konnten die Situation verbessern, indem wir die Altstadt weitgehend autofrei machen. Wir hatten 25'000 Autos um die Kathedrale herum, jeden Tag. Seit der Schliessung der Zähringenbrücke im Jahr 2014 gibt es nur

«Wie redet ihr in Freiburg im Gemeinderat miteinander?»

Glenda Gonzalez Bassi
Stadtpräsidentin Biel

noch Busse und Taxis. Das hat uns ermöglicht, die Altstadt zu sanieren. Heute wimmelt es von Terrassen und es gibt neue Läden und Gastrobetriebe, die sich auf und entlang dieser ehemaligen Strassenfläche entwickeln.

In Biel kann man noch mit dem Auto durch die Altstadt. Die Gewerbetreibenden wollen das auch so beibehalten.

TS: Ja, bei uns gab es auch Befürchtungen, dass die Stadt austirbt. Das Gegenteil ist wahr. Die autofreien Strassen haben sich nicht nur in der Altstadt, sondern im ganzen Stadtzentrum rund um den Bahnhof gut entwickelt. Die Leute sind überall gleich, sie kaufen auch in Fribourg immer mehr im Internet.

Die Maire von Biel und der Stapi von Fribourg

Glenda Gonzalez Bassi ist 1968 in Buin (Chile) geboren. Nach dem Militärputsch 1973 floh ihre Familie in die Schweiz. Sie besuchte in Biel die französischen Schulen. Seit 2021 ist die Erwachsenenbildnerin Gemeinderätin, seit 1. Januar Stadtpräsidentin von Biel. Die Sozialdemokratin ist verheiratet und Mutter von drei erwachsenen Kindern.

Thierry Steiert ist 1963 in Biel als Sohn eines deutschsprachigen Arztes und einer zweisprachigen Klavierdozentin geboren. Er studierte Recht in Fribourg und sitzt seit 2011 im Gemeinderat (Exekutive) der Stadt. Seit 2016 ist er Stadtpräsident (Syndic). Im Frühling 2026 sind Neuwahlen. Auf dann hat Steiert seinen Rücktritt verkündet. Sein um zwei Jahre älterer Bruder ist der Freiburger Staatsratspräsident Jean-François Steiert, der ebenfalls für die SP politisiert. (wds)

Wochenkommentar

Eine Entente gegen die Englisch-Schweiz

Ein Schulterschluss ist die beste Antwort auf den Englisch-statt-Französisch-Kurs.

Wer das Samstagsinterview des Bieler Tagblatts liest, das gleichzeitig auf Französisch im Journal du Jura erscheint, kommt ins Staunen: Kaum sitzen die Bieler Stadtpräsidentin Glenda Gonzalez Bassi und ihr Freiburger Amtskollege Thierry Steiert am Tisch des Gemeinderatssaales im Bieler Blöschhaus ab, geht die Post ab. Ohne Unterbruch löchern die beiden einander: Wie redet ihr miteinander in den Sitzungen? Wie sprechst ihr untereinander in den Pausen? Wie macht ihr eure Protokolle? Wer übersetzt was? Wie kommuniziert ihr nach aussen?

Genau diesen Sauerstoff echter Begegnungen braucht der Bilinguismus in der Schweiz. Genau das, was im Gespräch zwischen Gonzalez Bassi und Steiert passiert ist, muss im ganzen Land wieder passieren: Deutschschweizerinnen müssen Westschweizer, Tessinerinnen oder Romanische treffen und umgekehrt.

Nur wenn wie früher im Militär oder als Au-pair wieder im ganzen Land Menschen unterschiedlicher Sprachgruppen wieder richtig miteinander reden müssen, bleibt die Sprachenvielfalt der Schweiz eine Kohäsionskraft.

Eine Städtepartnerschaft der beiden grössten zweisprachigen Städte des Landes könnte ein kraftvoller Auftakt sein. Aber nur, wenn wirklich auf allen Stufen – von Schule über Firmen und Vereine bis Stadtpräsidien – regelmäßig ausgetauscht wird.

Wenn solche Austauschprogramme – in Schule, Armee, Zivildienst oder Wirtschaft – nicht rasch im ganzen Land Pflicht werden, reden Menschen aus Freiburg und Biel beim nächsten Mayor-Interview des Bieler Tagblatts wohl bald nur noch Englisch miteinander.

Als Interviewer muss ich selbst fast keine stellen. Der gegenseitige Wissensdurst ist riesig. Und die Freude am Austausch und am Gespräch verbreitet sich im Raum. Keine und keiner der beiden schaut an diesem Freitagmittag in der Marie de Biene auf die Uhr. Selten ist bei einem Interview mit Politikern das Interesse am Thema und an den Erfahrungen des anderen so gross und so echt.

Freiburg und Biel werden oft in einem Atemzug erwähnt, wenn es um Zweisprachigkeit geht. Aber ich frage mich nach dieser fruchtbaren Begegnung schon, was da eigentlich schiefläuft im Land, wenn die Repräsentanten der beiden grössten zweisprachigen Städte sich noch nie so ausgetauscht haben. Auch wenn Gonzalez Bassi weniger lang im Amt ist, so erstaunt doch das magere gegenseitige Wissen um die Art und Weise, wie die Zweisprachigkeit im Alltag, im Amt, in der Schule, am Telefon, im Laden oder im Sportverein gelebt wird.



Werner De Schepper
werner.deschepper@gassmann.ch